

Unsere Veranstaltungen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **88 (2008)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unsere Veranstaltungen

Prof. Dr. Alfred Stückelberger, Bern

Ptolemaios, Astronom und Geograf

Vortrag vom 4. Oktober 2007 (561)

Seit Anfang Oktober und bis Freitag, 30. November 2007 beherbergte das Foyer der Glarner Landesbibliothek die Ausstellung «Ptolemaios, der Astronom und Geograf». Anlässlich der Hauptversammlung des Historischen Vereins des Kantons Glarus vom 4. Oktober stellte Professor Dr. Alfred Stückelberger vom Institut für Klassische Philologie der Universität Bern das Werk des Astronomen und grossen Geographen vor. Klaudius Ptolemaios, der zwischen 100 und 170 nach Christus in Alexandria gelebt hat, ist sozusagen weltberühmt geworden durch seine Theorie des geozentrischen Weltbildes. Rund 1500 Jahre lang galt seine Ansicht, dass sich die Erde im Mittelpunkt des Planetensystems befinde und sich auch die Sonne um unsere Erde drehe. Erst Kopernikus (zu Beginn des 16. Jahrhunderts) und später Kepler und Galilei bewiesen dann, dass sich die Sonne im Mittelpunkt befinde, sodass wir heute vom heliozentrischen Weltbild sprechen. Es ist immerhin erstaunlich, dass sich das geozentrische Weltbild so lange zu «halten» vermochte, denn schon Aristarch von Samos (310–230 v. Chr.) hatte das heliozentrische Weltbild verfochten. Ptolemaios kannte diese Theorie, aber sie schien ihm zu missfallen. Das ptolemäische Weltbild hielt sich vielleicht auch deshalb solange – und verhinderte 1500 Jahre den Fortschritt in der Astronomie – weil es ins Weltbild der Kirche passte, um etwas locker zu formulieren.

Heute gelten die Leistungen von Ptolemaios als Geograph viel mehr, ja sie faszinieren. In seinem Handbuch der Geographie fasste er das damalige Wissen über den bereits als rund erkannten Erdball zusammen und zeichnete bereits sehr genaue, farbige Karten speziell von Europa, Nordafrika sowie des Nahen und Mittleren Ostens. Er schuf ein Koordinatensystem, wie es grundsätzlich heute noch verwendet wird, erfand die Kugelprojektion, welche die Flächenverhältnisse auf der Erdkugel wesentlich besser wiedergeben, und schuf ein 8000 Namen umfassendes Ortsverzeichnis («die grösste antike Datenbank», wie Professor Stückelberger sagte). Das Werk von Ptolemaios wurde um 1300 in Konstantinopel wieder entdeckt und dann mehrfach kopiert. Vor allem in Italien war man von Ptolemaios fasziniert, weil er die Kugelform der Erde so überzeugend darstellte und damit die Theorie von der Erde als Scheibe widerlegte. Mit der Kunst des Buchdruckes fand das Werk weite Verbreitung. Auch Kolumbus besass eine Ptolemaios-Weltkarte, auf welcher allerdings der amerikanische Kontinent fehlte, sodass sich Kolumbus ja dann in Indien wähnte.

Die wohl älteste und bedeutendste Ptolemaios-Handschrift befindet sich im Topkapi-Palast in Istanbul (Konstantinopel), im Magazin der alten Sultansbibliothek, wo sie 1927 entdeckt wurde. Sie umfasst eine Weltkarte und 26 Länderkarten. Seit 2003 arbeitet ein Team der Universität Bern unter der Leitung von Professor Stückelberger an der Entzifferung des Werkes, das zum Teil erhebliche Zerfallserscheinungen aufweist. Das Werk

wurde bereits teilweise publiziert. Es soll noch ein Kartenband erscheinen, in welchem die ptolemäischen Karten modernen Karten gegenübergestellt werden, was natürlich besonders reizvoll ist. Die Ausstellung in der Landesbibliothek vermittelt einen Blick ins Werk von Ptolemaios und in die Arbeit der Berner Forscher. Die Glarner Landesbibliothek besitzt ebenfalls, aus der Schenkung von Walter Blumer, einen Ptolemaios-Atlas, der nun aufwendig restauriert und dann in einer 32 Blatt umfassenden Faksimile-Ausgabe angeboten wird.

Jann Etter

Dr. phil. Walter Hauser, Näfels

Der Justizmord an Anna Göldi

Vortrag vom 6. November 2007 (562)

Anna Göldi diente als Magd im Hause des Arztes und Fünferichters Johann Jakob Tschudi in Glarus. Nachdem das Töchterchen Annamiggeli Stecknadeln zu speien begann und an krampfartigen Zuckungen litt, wurde sie verhaftet und im Juni 1782 unter der Anklage, das Mädchen vergiftet zu haben, – nicht als Hexe – zum Tode verurteilt und enthauptet.

Der Referent Walter Hauser erhebt den Anspruch, den rätselhaften Justizfall wissenschaftlich aufgearbeitet zu haben. Er recherchierte mit einem Team von Fachleuten während dreier Jahre, liess über 1000 Seiten Originalakten transkribieren, um sie neu zu interpretieren, und entdeckte in Deutschland neue Dokumente. Sein Buch soll den Stoff in verständlicher Sprache vermitteln und ein breites Publikum ansprechen.

Zum Skandal wurde der Prozess erst durch den Artikel, den Wilhelm Ludwig Wekhrin unter dem Titel «Hexenprozess in Glarus» 1782 in einer deutschen Zeitung publizierte. Ausführlicher berichtete Heinrich Ludewig Lehmann, der nach der Hinrichtung in Glarus weilte, in zwei Heften mit Briefen und einem Anhang mit Akten. Die Verfasser, Aktivisten der Aufklärung, empörten sich darüber, dass noch in der Aufklärung mitten in Europa eine Frau als Hexe hingerichtet worden war. Im Zusammenhang mit dem Prozess gegen Anna Göldi wurde der Begriff Justizmord erstmals verwendet. Die aufgebrachte Glarner Obrigkeit drohte den Journalisten wegen der Veröffentlichung des Falls mit Verhaftung und wollte sie zur Rechenschaft ziehen.

In der Folge zählte Hauser seine neuen Erkenntnisse auf: In Deutschland stiess er 2006 beim Nachlassverwalter des Heinrich Ludewig Lehmann, Harald Lehmann, auf unveröffentlichte Briefe, die Lehmann über seine Flucht geschrieben hatte, sowie auf ein Stammbuch mit Einträgen der in den Handel verwickelten Personen. Aufgrund dieser Einträge kam er zum Schluss, dass es der fortschrittlich gesinnte Landschreiber Johann Melchior Kubli war, der Lehmann die Prozessakten zugespült oder mindestens gezeigt hatte.

Als neue Einsicht bezeichnete Hauser auch die Entdeckung eines Rettungsversuchs des Balthasar Leuzinger aus Netstal. Dieser kritisierte an der Landsgemeinde 1782 die Willkürjustiz und stellte den Antrag, dass die Strafkompetenz künftig in die Hände der Landsgemeinde gelegt werden sollte. Für seinen Vorstoss wurde er nachträglich bestraft.

Ausserdem legte der Referent dar, dass das Todesurteil damaligem Recht widersprach. Gemäss den Landesverträgen hätte ein Prozess gegen eine auswärtige Person vor dem Gemeinen Rat, der sich aus Reformierten und Katholiken zusammensetzte, geführt werden sollen. Indem der evangelische Rat den Fall an sich zog, wurde Anna Göldi durch eine Instanz verurteilt, die nicht zuständig war. Zudem fehlte der Verurteilung die gesetzliche Grundlage.

Den Hintergrund für die Unerbittlichkeit der Prozessführung sieht Hauser in der Auseinandersetzung zwischen den Honoratiorenfamilien Tschudi und Zwicky. Hätte sich das Gerücht über die aussereheliche Beziehung Johann Jakob Tschudis zu seiner Magd bewahrheitet, so wäre die politische Karriere des Richters, des Hoffnungsträgers der Familie, ruiniert gewesen (Ehebruchsklausel). Die Verurteilung der Anna Göldi rettete

somit die Ehre der Familie Tschudi. Verlierer waren neben Anna Göldi die Zwicky und die Steinmüller. Rudolf Steinmüllers beachtliches Vermögen wurde beschlagnahmt.

Zum Schluss forderte Hauser die Rehabilitierung der Anna Göldi durch Regierung und evangelische Landeskirche.

In der Folge entspann sich eine lebhafte Diskussion. Dr. Erich Wettstein wies darauf hin, dass das Todesurteil gegen Anna Göldi nicht isoliert zu sehen sei und auch an anderen Orten in der Schweiz in der Neuzeit Hexenprozesse stattgefunden hätten. August Rohr nannte die These vom Streit zwischen den Familien einen interessanten Erklärungsansatz, merkte aber an, dass Doktor Tschudi nicht dem obersten Führungsgremium angehört habe, und dass die Trennungslinien zwischen den Familien nicht eindeutig zu ziehen seien. So habe Seckelmeister Zwicky Rudolf Steinmüller zum Geständnis gedrängt und dadurch den Familieninteressen zuwider gehandelt. Rolf Kamm attestierte Hauser eine süffig geschriebene Geschichte über den Prozessverlauf. Eine Schwäche ortete er im mangelnden Verständnis des Autors für die politischen und sozialen Verhältnisse im 18. Jahrhundert. So übertreibe Hauser Macht und Möglichkeiten des Staats und der Kirche. Er sei den Quellen gegenüber zu wenig kritisch, nehme diese beim Wortlaut und realisiere z. B. nicht, dass die häufige Wiederholung der Sittenmandate darauf deute, dass die Vorschriften nicht eingehalten worden seien.

Veronika Feller-Vest

Die Rehabilitierung Anna Göldis und Walter Hausers Buch

Die 1782 hingerichtete Anna Göldi wurde 2008 offiziell rehabilitiert, nachdem der Glarner Landrat im November 2007 dies so beschlossen hatte. Die Frage warum das so lange gedauert hat, ist berechtigt, ebenso die Frage, warum das ausgerechnet in diesem Jahr geschehen ist.

Den grössten Anteil an der Rehabilitierung hat der Journalist und Jurist Walter Hauser mit seinem Buch «Der Justizmord an Anna Göldi», das 2007 erschien. Mit der Werbung für das Buch war von Anfang an die Forderung nach einer Wiedergutmachung verknüpft. Der Regierungsrat reagierte nicht oder zu spät, dafür wurde Hauser aktiv, und innert kürzester Zeit war die Rehabilitierung von «Europas letzter Hexe» in der ganzen Schweiz und sogar im Ausland ein Thema. Der Landrat stimmte einem entsprechenden Antrag schliesslich mit überwältigender Mehrheit zu, wohl auch deshalb, weil mit diesem Schritt keinerlei Kosten verbunden waren.

Interessant ist nicht, dass man Anna Göldi rehabilitierte, sondern wie oder warum man es tat. Niemand wird heute bestreiten, dass man dieser Frau ungerechtfertigt Furchtbares angetan hat. Darüber hat sich aber in den letzten Jahren niemand besonders aufgeregt und tut es in anderen Fällen noch heute nicht. Nur weil 2007 grosser Druck aufgebaut wurde, konnte man schliesslich nicht mehr anders, als Göldi zu rehabilitieren. Die Politik hat nicht agiert sondern (spät) reagiert. Warum hat man Hausers Forderung nicht frühzeitig aufgenommen und etwas Nützliches daraus gemacht?

Man hat sich für die Rehabilitierung entschieden, obwohl damit nichts gewonnen wurde, nur weil man Angst um das Image des Kantons hatte. Der Entscheid des Landrates war nicht mutig, visionär oder modern, sondern einfach der zugegebenermassen einzige verbliebene Ausweg aus einem Schlamassel, an dessen Anfang Walter Hausers Werbekampagne um sein Buch stand. Ein Grund, sich dieses Werk etwas genauer anzuschauen.

Aufbau des Buches

«Der Justizmord an Anna Göldi» zerfällt in vier unterschiedlich lange, aber klar unterscheidbare Teile. Im ersten Teil betrachtet Hauser die Rezeption des Falles. Zum einen sind das die Reaktionen der aufgeklärten Intelligenz in der Schweiz und Süddeutschlands auf den Göldi-Prozess, vor allem die heftige Kritik der deutschen Journalisten Wilhelm Ludwig Wekhrlin und Heinrich Ludewig Lehmann an dem unmenschlichen und unverhältnismässigen Urteil. Zum andern ist es die harsche Reaktion der Glarner Behörden

darauf. Auf Grund des Stammbuches von Lehmann, das Hauser in Rheinland Pfalz bei einem Nachkommen des Journalisten fand, kam er zum Schluss, dass der wichtigste Informant Lehmanns wohl der Glarner Land(und Gerichts)schreiber Melchior Kubli gewesen sein muss, was bisher niemand mit Sicherheit wusste. Es folgt eine Würdigung der wichtigsten Publikationen zum Göldi-Prozess im 19. und 20. Jahrhundert.

Im zweiten und längsten Teil schildert Hauser das Leben der Anna Göldi vor ihrer Verhaftung und vor allem die Ereignisse vom Februar bis Juni 1782; er gibt einen Überblick über das Wesen von Hexenprozessen und medizinische Praktiken der Epoche. Fast ein Viertel des zweiten Teils besteht aus den wörtlich zitierten Folterprotokollen. In diesem Teil wird auch Hausers zentrale These formuliert: Die Tschudis wollten mit dem Prozess gegen Göldi (und Steinmüller) die Familie Zwicky entmachten, Göldi fiel demnach dem Streit zweier glarnerischen Häupterfamilien zum Opfer.

Der dritte Teil des Buches bildet einen Exkurs über das Land Glarus im 18. Jahrhundert, über kirchliche und politische Verhältnisse und zum Schicksal der am Prozess irgendwie beteiligten Personen. Zum Schluss – an Stelle eines Schlussworts – fordert der Autor die Rehabilitierung Anna Göldis als «letzten Schritt», womit die Recherchen deutlich mit einer politischen Forderung verknüpft werden.

Das Buch ist gut aufgemacht, vor allem was den Einstieg ins Thema mit dem Skandal nach Göldis Tod angeht. So wird von Anfang an eine zurückgewandte, dem heutigen Leser vertraute Perspektive gewählt. Die Sprache ist süffig, das Buch liest sich in einem Zug. Viele Leute dürften die Geschichte der Anna Göldi zum ersten Mal in allen Details zur Kenntnis genommen haben, wenn auch das meiste bereits bekannt gewesen ist.

Quellenarbeit

Auch bei einer nur oberflächlichen Analyse zeigen sich jedoch etliche handwerkliche Fehler beim Lesen und Bearbeiten von Quellen: Kublis Eintrag in Lehmanns Stammbuch wird falsch datiert, weil Hauser nicht wusste, dass damals in Glarus zwei verschiedene Kalender in Gebrauch waren; im gleichen Eintrag heisst es «unvorstellbare Liebe» statt richtig «unverstellte Liebe», aus «H(err). Dr. Tschudi» wird «Hl. Dr Tschudi» – ein Heiliger? Letzterer war während des Prozesses auch nicht Schrankenherr sondern «nur» Fünferichter. Über den Arzt Johann Marti, den Gutachter im Prozess, finden sich keine Verweise in der Bibliographie, obwohl es zu dieser wichtigen Figur noch viele handschriftliche und gedruckte Quellen (auch in der Landesbibliothek) gäbe. Auch die Gemeindearchive oder die Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich blieben – nicht nur in Bezug auf Marti – ungenutzt.

Hätte Hauser diese Quellen beigezogen, wäre ihm nicht verborgen geblieben, dass man im 18. Jahrhundert durchaus aufgeklärter Geist und abergläubisch, gebildeter Naturwissenschaftler und hexengläubig in einem sein konnte, wie die Person Martis zeigt. Marti rettete auch keine Kinder vor der «gefürchteten Kuhpockenepidemie», sondern impfte – nicht als erster in der Schweiz – mit Kuhpockeneiter gegen die tödlichen Menschenpocken.

Diese Mängel zeugen von wenig Kenntnis im Umgang mit sehr altem (noch dazu handgeschriebenem!) Quellenmaterial. Dass der Autor über das dafür nötige Handwerk nicht verfügt, ist ihm natürlich nicht als Fehler anzurechnen. Man darf aber erwarten, dass sich jemand, der sich mit der recht fremdartigen und noch ziemlich «mittelalterlichen» Zeit vor 1800 befassen will, besser informiert und sich mindestens der Probleme bewusst ist, die diese noch zu wenig erforschte Epoche bietet. Hauser verweist deswegen auch ständig auf sein «wissenschaftliches Team», das aber merkwürdigerweise ganz im Dunkeln bleibt. Warum wollten Hausers Helfer um jeden Preis nicht genannt werden? Die einzige Ausnahme bildet Bernadette Grob-Oertig, die für Hauser die altdeutschen Texte transkribierte, nicht aber auswertete.

Das glarnerische 18. Jahrhundert

Der Autor lässt irgendein historisches Verständnis (nicht zu verwechseln mit Bewunderung) für die Zeit des 18. Jahrhunderts auch in seinen zum Teil recht abenteuerlichen Aussagen über die damaligen kirchlichen und politischen Verhältnisse vermissen:

Das (aristokratische) Ancien régime im alten Land Glarus bezeichnet er als «feudales Herrschaftssystem», Camerarius Tschudi nennt er den bedeutendsten Geistlichen «im

glarnerischen Gottesstaat», in dem «sogar der Reformator Ulrich Zwingli von 1506 bis 1516» Pfarrer gewesen war. Der Reformator, der dies erst Jahre später wurde, war damals aber ein «gewöhnlicher» (katholischer) Geistlicher. Hausers Sicht der Kirche scheint ganz allgemein eher von aufklärerischer Kirchenfeindlichkeit geprägt zu sein, als von der neuesten Forschung, was in der Behauptung gipfelt, der Hexenwahn sei (in Deutschland) «nebst den Kriegen und dem Holocaust» «die grösste Massenvernichtung von Menschen» gewesen. Auch waren Sittenstrenge und Aufklärung kein Widerspruch, waren es doch gerade aufgeklärte Geister, die die «Dekadenz des Adels» geisselten. Der Idee vom glarnerischen «Gottesstaat» widerspricht auch, dass der damalige Zürcher Antistes – der höchste Zürcher Geistliche – vom Hexenprozess in Glarus abriet, was Hauser selbst feststellt. Kommt hinzu, dass das Land Glarus damals ja auch politisch nach Konfession getrennt war, im Gegensatz etwa zu Zürich, Bern, Luzern oder Uri.

Der in der Realität noch recht wenig entwickelte glarnerische Staat des 18. Jahrhunderts macht Hauser zu einem totalitären Gottesstaat, in dem die Geistlichen über «Befehlsgewalt» in «Ehe, Familie, Freizeit (der Bauern?) und Schule» «allgemein verbindlich» verfügten. Die Bevölkerung «erhob» sich (eine Revolution im Glarnerland?) auch nicht erst im 18. Jahrhundert gegen die «obrigkeitliche Willkür», bereits im 16. Jahrhundert kam es an Landsgemeinden zu Tumulten und Schmähungen gegen die Obrigkeit. Dass sich diese – und zwar nicht über Jahrhunderte dieselben – Familien halten konnten, war nicht in erster Linie die Folge des geschilderten politisch-religiösen Zwangs. Zu einer solchen absoluten Kontrolle seiner Bewohner wäre der vormoderne Staat überhaupt nicht in der Lage gewesen, wenn doch, wären die vielen Aufrufe zur Sittsamkeit nicht nötig gewesen. Wenn Gesetze niedergeschrieben wurden, heisst es nicht automatisch, dass man sie auch einhielt. Vor allem in vormoderner Zeit ist ein häufiger Appell oder ein strenges Gesetz oftmals nicht mehr, als ein Beleg dafür, dass ein Problem bestand.

Im Gegensatz zu diesen Ausführungen entsprechen die Schilderungen des Prozesses, Werdegang und Schicksal der Beteiligten und die Ereignisse rund um den Prozess den heute bekannten Tatsachen, wie sie im wesentlichen bereits 1865 von Joachim Heer dargestellt worden sind, den Hauser in der Bibliographie erwähnt.

Hausers These

Bleibt zum Schluss noch die Frage, die damals unbeantwortet blieb und auf die Hausers These eine Antwort zu geben scheint: Warum wurde der Prozess, der schlussendlich mit zwei Toten endete, mit einer solchen Unerbittlichkeit geführt?

Hauser stellt die These auf, dass mit dem Prozess gegen Anna Göldi ein Machtkampf zwischen den Tschudi und den Zwicky ausgetragen wurde, bei dem es mehr um das Ansehen der Zwicky ging als um das Leben der Magd, die einst die Geliebte Melchior Zwickys war, der sie nachweislich geschwängert hatte. Für Hausers These spricht, dass die Räte aus der Verwandtschaft der Zwickys vom Prozess ausgeschlossen wurden und dass Rudolf Steinmüller, der sich in der Haft das Leben nahm, mit den Zwickys (entfernt) verwandt war. Zudem stand der Vorwurf im Raum, Tschudi hätte mit Göldi eine Beziehung gehabt, was für Tschudi den Verlust aller Ämter zur Folge gehabt hätte. Wenig zur Stützung dieser These tragen dagegen die erwähnten, nicht bewiesenen oder teilweise schlicht falschen Aussagen zum glarnerischen 18. Jahrhundert bei.

Aber auch im von Hauser beschriebenen Ablauf der Ereignisse finden sich Widersprüche zu seiner eigenen These: Nach Anna Göldi wird gesucht, bevor Zwickys Beziehung zu ihr bekannt wird. Auch Tschudi dürfte davon bis zu Zwickys und Göldis Geständnis nichts gewusst haben, der «Verschwörer» hätte diese verheerende Information sonst sicher breit gestreut. Die Verwandten Zwickys mussten in den Ausstand treten, nachdem Melchior Zwicky Göldi gewarnt hatte, allein diese Handlung macht den Abschluss der Seinen plausibel. Und weshalb wurde der Prozess weiter getrieben, obwohl die Zwickys bereits in den Ausstand getreten waren und Melchior Zwicky wegen Unzucht für amtsunfähig erklärt worden war?

Schliesslich gehörte zu den Leuten, die Steinmüller – ganz im Sinne der tschudischen Verschwörung – zu einem falschen Geständnis überreden wollten auch Seckelmeister Zwicky, ein hoher Repräsentant dieser Familie und kaum ein Befehlsempfänger des Fünferrichters Tschudi.

Bleibt der letzte Teil in Hausers Buch, dem eigentlichen Kern des Werks, in dem er die Rehabilitation von Anna Göldi fordert und begründet. Dass man hier aus verschiedenen, vor allem politischen Gründen zu unterschiedlichen Auffassungen kommen kann, wurde bereits gesagt. Aber auch wenn die Materie höchst geschichtsträchtig ist (wie fast alles Menschliche), so ist die Forderung nach Rehabilitierung unbestritten höchst unhistorisch, weshalb die Einbettung dieser Forderung in ein Buch, das «neue Recherchen» verspricht und deutlich als Sachbuch gekennzeichnet ist, fragwürdig erscheint.

Hauser widerspricht sich selbst, wenn er die Rehabilitation der Anna Göldi mit derjenigen von Jeanne d'Arc oder anderer «Hexen» vergleicht, für die von ihm genannten Glarner «Hexen» von 1695 oder die Opfer der «Willkürjustiz» von 1705, 1749, 1750 und 1768 aber keine solche fordert, denn es steht auch für Hauser ausser Frage, dass diese Menschen aus heutiger Sicht zu Unrecht hingerichtet wurden.

Vor diesem Hintergrund bleibt von der Forderung nach Rehabilitierung Anna Göldis nicht viel mehr als ein Werbegag für ein Buch; ein Buch, das einer wissenschaftlichen Kritik nicht standhält.

rk.

Dr. phil. Urs F. Leuzinger, Basel

Ötzi & Co. – Archäologie im Alpenraum

Vortrag vom 4. Dezember 2007 (563)

Das Pfahlbaudorf Arbon-Bleiche 3, das zwischen 1993 und 1995 ausgegraben wurde, ist ein Beispiel für eine Siedlung der frühen Horgener Kultur. Die rechteckigen Pfahlbauhäuser wurden zwischen 3384 und 3376 v. Chr. errichtet, brannten um 3370 nieder und wurden nicht wieder aufgebaut. In der Feuchtigkeit des Seeufers haben sich die Funde relativ gut konserviert.

Etwa zur gleichen Zeit lebte Ötzi, der 1991 im Gletscher auf dem Hauslabjoch an der Grenze zwischen Italien und Österreich gefunden und aufgrund von Radiokarbondaten auf etwa 3300 v. Chr. datiert wurde. Die erstaunlich gute Erhaltung der Mumie und ihre Ausrüstung liessen sie zur archäologischen Sensation werden.

In seinen Ausführungen stellte der Referent die bei Ötzi gefundenen Objekte den Funden aus der Bodenseeregion gegenüber. Wegen dem Klima und der Bodenbeschaffenheit haben sich allerdings am Bodensee keine Mumien und kaum Felle und Leder erhalten.

Ötzi trug Hosen aus Ziegenleder, einen Ziegenfellmantel, eine Bärenfellmütze sowie Schuhe aus Hirsch- und Bärenleder mit Bastschnüren. Er schützte sich mit einem Geflecht aus Sumpfgas und stopfte als Isolation gegen die Kälte Gras in die Schuhe. Der Gletschermann wurde kurz vor seinem Tod durch einen Pfeilschuss schwer verletzt und hatte an der Hand eine Schnittwunde, die er sich vermutlich bei einem Messerkampf zugezogen hatte. Er war mit einem Bogen aus Eibenzholz, einem Köcher mit 14 Pfeilen und einem Dolch aus Feuerstein bewaffnet. Vergleichbare Pfeilspitzen und Dolche fanden sich auch im Bodenseegebiet, Pfeilspitzen z. B. in Arbon-Bleiche 3, ein formvollendeter Dolch mit einem aus Holunderholz geschnitzten Griff in Allensbach-Strandbad auf der deutschen Seeseite. Für manche dieser Pfeilspitzen und Dolche wurde wie für Ötzis Exemplar Feuerstein verwendet, der in einem Gebiet nördlich von Verona abgebaut wurde und durch Tauschhandel an den Bodensee gelangte.

Ötzi führte ein hervorragend erhaltenes Beil mit Eibengriff und Kupferklinge mit sich. Kupfer war in der Jungsteinzeit noch sehr selten und dementsprechend wertvoll. Das Beil, wohl ein Statussymbol, kennzeichnete seinen Besitzer als ein angesehenes Mitglied der Gesellschaft. Eine praktisch identische Kupferklinge kam in Steckborn zum Vorschein, sie ist aber 300 Jahre älter. Ötzi war demnach mit einem etwas altertümlichen Modell unterwegs. Aus dem Thurgau sind bis heute sechs jungsteinzeitliche Beilklingen aus Kupfer bekannt. Das Kupfer wurde vermutlich aus dem Mondseegebiet importiert.

In der ledernen Gürteltasche verwahrte Ötzi ein Feuerzeug aus Zunderschwamm, Feuerstein und Pyrit, Silexmesser, Knochenahlen und einen Baumpilz, dem desinfizierende und blutstillende Wirkung nachgesagt wurde. Eine kleine Scheibe aus Kalzit, durch deren Loch Lederriemen laufen, war vielleicht ein Amulett oder ein Gürtelzubehör. Auch in der Bodenseeregion wurden Feuerschlagsets, kleine durchlöcherter Kalzitscheiben und Geflechte aus Lindenbast ausgegraben.

Über die Ernährung der Jungsteinzeitmenschen informieren Abfälle aus den Seeufersiedlungen. Auf dem Speisezettel standen Getreidebrei, Fleisch, Fisch, Gemüse und verschiedene Früchte (z.B. Schlehdorn). Vorräte wurden in Tonkrügen aufbewahrt. Die Menschen schmückten sich mit Halsketten aus Steinen von Früchten und Muschelstücken, die aus dem Süden bezogen wurden.

Die Alpen waren auch in vorgeschichtlicher Zeit keine unüberwindbare Barriere. In den Schweizer Seeufersiedlungen gibt es immer wieder Hinweise auf Fernkontakte nach Oberitalien. Händler zogen wahrscheinlich öfters über die Alpen, Ötzi dürfte somit keine Ausnahmeerscheinung gewesen sein. Funde aus den Schweizer Alpen belegen diese Fernkontakte.

2003 bis 2007 kamen in der Gemeinde Lenk im Berner Oberland aus einem abschmelzenden Schneefeld beim Schnidejoch jungsteinzeitliche und jüngere Funde zum Vorschein: Fragmente von Pfeilköchern aus Birkenrinde, ein Bogen aus Eibenholz, Kleidungsreste aus Leder sowie Überreste von Lederschuhen. Weitere Funde aus der Bronze- und Römerzeit bezeugen, dass der Übergang am Schnidejoch regelmässig und während verschiedener Epochen begangen wurde.

Auf der Alp Hermettji am Fusse des Matterhorns bei Zermatt auf 2600 Meter über Meer wurde 1985 ein kleiner Abri mit geschützter Terrasse entdeckt. Bei Ausgrabungen 1996–1997 wurden mehrere Feuerstellen und Schlagplätze aus der Mittelsteinzeit bis Bronzezeit freigelegt und Dolche aus Silex, Pfeilspitzen sowie Abfälle der Bergkristallindustrie gefunden. Unklar ist, was die Menschen in solcher Höhe suchten. Diente der Abri Hirten oder Jägern? Wahrscheinlicher ist, dass es sich um eine Unterkunft an der Passroute handelte, die vom Wallis ins Aostatal führte.

Zum Schluss kündigte der Referent für den nächsten Sommer eine kleine archäologische Prospektion im Kanton Glarus an. Seine interessanten Ausführungen veranschaulichte er mit zahlreichen Illustrationen.

Veronika Feller-Vest

Dr. phil. Martin Schindler, St. Gallen

Alt-Weesen

Vortrag vom 5. Februar 2008 (564)

Alt-Weesen ist durch die Schlacht von Näfels jedem Glarner bekannt. Auf dem Areal der ehemaligen Stadt wurden im Winter 2006/07 umfangreiche Ausgrabungen durchgeführt. Sie gewähren Einblick in den mittelalterlichen Alltag.

Weesen liegt verkehrstechnisch günstig am Westende des Walensees, am Ausfluss des Linthkanals und an einer von alters her wichtigen Transit- und Handelsroute von und nach den Bündner Pässen. Im Mittelalter sind in der Weesner Bucht drei Siedlungskerne fassbar, die bereits im 9. Jahrhundert genannte Kirche Widen beim heutigen Dominikanerinnenkloster, Oberweesen mit der Kirche St. Martin in Autis und die Höfe Niederweesen im Bereich der späteren Stadt. Die 1288 erstmals erwähnte Stadt war vermutlich eine Gründung der Habsburger. Sie erhielt verschiedene Rechte, wie die Wahl des Pfarrers und des Stadtrats sowie Steuerprivilegien, und besass neben Zoll und Hafen einen Wochen- und vier Jahrmärkte. Als Umschlagsplatz und Sitz der habsburgischen Verwaltung entwickelte sich Alt-Weesen zu einem Zentrum im Linthgebiet.

Der aufstrebenden Stadt wurde der Krieg zwischen Eidgenossen und Habsburger zum Verhängnis. Nachdem sie 1386 von Zürichern, Urnern, Schwyzern und Glarnern erobert worden war, fiel sie in der Mordnacht im Februar 1388 an die Habsburger zurück. Nach der Schlacht von Näfels im April 1388 flüchteten habsburgische Truppen in die Stadt, die daraufhin in Flammen aufging. In den Landfrieden von 1394 und 1412 verboten die Eidgenossen den Weesern den Wiederaufbau der Stadt an der alten Stelle. Die neue Siedlung entstand im Umkreis des Klosters Widen.

Die 1388 zerstörte Stadt Weesen ist ein archäologischer Glücksfall. Sie wurde ohne Plünderungen eingäschert und blieb bis ins 20. Jahrhundert vor grösseren Bodeneingriffen bewahrt. Die Strukturen widerspiegeln somit eine mittelalterliche Stadt aus dem späten 14. Jahrhundert. Bemerkenswert sind die Fülle und der gute Erhaltungszustand der Funde sowie ihre präzise Datierung.

Erste Spuren des 1388 zerstörten Alt-Weesen wurden bereits während der Arbeiten am Linthwerk entdeckt und publiziert. Grössere Ausgrabungen erfolgten, allerdings nur in Form von Notgrabungen, 1978, 1988 und 1993/94. Trotzdem konnten dank der Unterstützung von Freiwilligen wie Lehrer Fritz Rimensberger und Xaver Bissig Informationen und Funde sichergestellt werden.

Die Ausgrabung von 2006/07 deckte eine komplizierte Baugeschichte auf. Sie legte die Grundrisse dreier mittelalterlicher Häuser frei. Zwei Gebäude bestanden aus einem gemauerten Erd- und einem hölzernen Obergeschoss, das dritte war ein Steinbau. Brandschichten zeugten von der Zerstörung von 1388. Einzelfunde gaben Hinweise auf die Funktion der Räume, so die Trümmer eines aus dem Obergeschoss heruntergestürzten Kachelofens. Ein Ehgraben (Abfallgrube) zwischen den nordwestlichen Häusern lieferte viele, teils spektakuläre Funde, z.B. das Siegelpetschaft eines Churer Domherren.

Zu den häufigsten Funden zählen Ofenkacheln. Neben Pilz- und Napfkacheln finden sich Blattkacheln mit Darstellungen von Fabelwesen, Drachen, Einhörnern, Löwen, Pflanzen sowie Minneszenen. Geschirrkemik ist verhältnismässig selten. Auffallend sind die zahlreichen gut erhaltenen Eisen- und Bronzefunde. Sie decken alle Bereiche des mittelalterlichen Lebens ab: Schlösser und Beschläge von Türen und Truhen mit den zugehörigen Schlüsseln, Werkzeuge und Geräte, Kücheneinrichtungen mit Kesselhäl, Bratrost, Kupferkesseln und Dreibeintöpfen. Rüstungsbestandteile wie Beckenhauben und Harnischeile und Waffen sind ebenfalls eine häufige Fundkategorie. Auf Reiter und Pferde weisen Radsporen, Steigbügel und Pferdetrensen hin. Kleinfunde wie Tonfigürchen beleuchten Spiel und Unterhaltung. Tierknochen orientieren über die Ernährungsgewohnheiten. Trotz der verschiedenen Ausgrabungen lässt sich noch kein Überblick über die gesamte Stadtanlage gewinnen. So sind der westliche und südliche Abschluss und somit die Ausdehnung nicht bekannt, ebenso wenig die Struktur der vermutlich dichten Innenbebauung. Der Wohnstandard entsprach wohl städtischem Niveau.

Eine besondere Sensation stellt die Entdeckung eines spätrömischen Kastells dar. Unter den mittelalterlichen Bauten kamen Fundamente von Festungsmauern sowie eines rechteckigen Zwischenturms zum Vorschein. Auf Grund von Vergleichen mit dem spätrömischen Kastell bei Irgenhausen kann ein leicht schräges Parallelogramm von rund 60 x 61 Metern mit vier Ecktürmen und vier Mitteltürmen rekonstruiert werden. Ähnliche Kastelle in Irgenhausen, Schaan, Bregenz und Wilten-Innsbruck werden in die zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts datiert. Das Kastell wurde vermutlich im frühen Mittelalter abgetragen und die Stelle später von einem Wildbach mit Geschiebe bedeckt.

Ein grosses Desiderat der Kantonsarchäologie ist die Erhaltung und wissenschaftliche Bearbeitung des Fundmaterials. Besonders die Restaurierung und Konservierung der Metallgegenstände erfordern Spezialisten und sind mit hohen Kosten verbunden. Die Kantonsarchäologie sucht deshalb für die Metallfunde Paten, welche die Konservierung gewünschter Fundstücke übernehmen. Ein Katalog mit Informationen über diese Objekte ist unter www.kultur.sg.ch abrufbar. Ein weiteres Anliegen ist ein neues Museum in Weesen, in dem eine Auswahl der bedeutenden und auch optisch ansprechenden Funde vor Ort präsentiert werden könnte, begleitet von Hinweisen auf die Geschichte Alt-Weesens.

Veronika Feller-Vest

Prof. Dr. Joseph Jung, Zürich

Alfred Escher (1819–1882) – Aufstieg, Macht, Tragik

Vortrag vom 4. März 2008 (565)

Alfred Escher war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die dominierende wirtschaftspolitische Persönlichkeit der Schweiz. Mit seinen Gründungen und Initiativen gab er dem jungen Bundesstaat und dessen Volkswirtschaft entscheidende, zukunftsweisende Impulse.

Escher gehörte einer der führenden Familien Zürichs an, die aber seit Mitte des 18. Jahrhunderts auf Distanz zur Zürcher Gesellschaft gegangen war. Schon in jungen Jahren gelangte er auf kantonaler und eidgenössischer Ebene in wichtige Ämter, 1844 wurde er in den Grossen Rat (ab 1869 Kantonsrat) gewählt, dem er bis zum Tode angehörte, von 1848–55 war er Regierungsrat, auf Bundesebene von 1848–82 Mitglied des Nationalrats, den er drei Mal präsidierte. Zudem nahm er Einsitz in zahlreiche Kommissionen. Der anfänglich radikale, später liberale Politiker war Anhänger des Bundesstaates und Verfechter des Repräsentativsystems. Gleichzeitig setzte er sich für die freie Entwicklung der Wirtschaft ein.

Früh erkannte Escher die Bedeutung von Infrastrukturen für die Schweiz. Ohne Anschluss an das europäische Eisenbahnnetz drohte die Schweiz umfahren zu werden, finanzpolitisch wurde sie vom Ausland dominiert. Erfolgreich plädierte er für den Bau von Eisenbahnen durch private Gesellschaften. 1853 zählte er zu den Gründern der Nordostbahn (NOB), der er als Direktions- und später Verwaltungsratspräsident vorstand und die bis 1858 zur grössten Bahngesellschaft der Ostschweiz wurde. Um bei der Finanzierung des Bahnbaus vom Ausland unabhängiger zu sein, gründete er mit anderen 1856 die Schweizerische Kreditanstalt (SKA, heute Credit Suisse), deren Verwaltungsrat er von 1856–77 und von 1880–82 präsidierte. Die SKA wurde zur wichtigsten Bank für schweizerische Industrie- und Verkehrsunternehmen. In Anlehnung an die SKA entstand, ebenfalls durch Escher gefördert, die Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt. Auch an der Gründung einer eidgenössischen technischen Hochschule, des Polytechnikums, das 1855 in Zürich seine Türen öffnete, hatte er massgeblichen Anteil. Diese Gründungen trugen wesentlich dazu bei, dass Zürich gegenüber Genf und Basel aufholte und zum wichtigsten Finanzplatz und Industriezentrum der Schweiz wurde. In aussenpolitischen Fragen (Neuenburg 1856/57 und Savoyen 1860) wirkte Escher mässigend und suchte wie andere Industrielle eine militärische Konfrontation mit Preussen und Frankreich zu verhindern.

Durch Kumulation und Verflechtung seiner wirtschaftlichen Machtpositionen und politischen Ämter und durch ein weit verzweigtes Beziehungsnetz war er während vieler Jahre unbestrittener Kopf einer liberal-freisinnigen Gruppierung, der mit seinem «System» den Kanton Zürich dominierte und auch im Nationalrat über grosse Macht verfügte. So liessen sich in den 1850er- und frühen 1860er-Jahren Projekte von grosser Tragweite realisieren. Eschers Machtfülle stiess aber auch auf Kritik.

Mit dem Gotthardprojekt krönte Escher sein Lebenswerk. Als in den sechziger Jahren die Frage einer Alpentransversale an Aktualität gewann, erkannte Escher, dass das Deutsche Reich und Italien für den Bau einer Lukmanierlinie keine Mittel bereitstellen würden und schwenkte auf die Gotthardvariante um. Nachdem die Nachbarländer ihre finanzielle Beteiligung in Aussicht gestellt hatten, entstand 1872 die Gotthardbahn-Gesellschaft. Escher wurde Direktionspräsident und Leiter des Baudepartements.

In seinen späteren Jahren musste er manche Rückschläge hinnehmen. 1868 beendete die demokratische Opposition die Vorherrschaft von Eschers Wirtschaftsliberalismus in Zürich. 1876 geriet die NOB in eine grosse Krise, und beim Gotthard kam es infolge technischer Probleme zu Kostenüberschreitungen, die namhafte Nachtragskredite erforderlich machten. 1877 wurde Escher zum Rücktritt als Verwaltungsratspräsident der Kreditanstalt und 1878 als Direktionspräsident der Gotthardbahn-Gesellschaft gezwungen. Zum Tunneldurchstich 1880 wurde er nicht eingeladen.

Auf die Beziehungen Eschers zum Kanton Glarus kam der Referent nur kurz zu sprechen. Einige seiner engsten persönlichen Freunde kamen aus dem Glarnerland, so Oswald Heer, der im «Belvoir» die Insektensammlung von Eschers Vater Heinrich betreute, der Forschungsreisende und Gesandte in Südamerika Johann Jakob Tschudi, der Staatsmann und Rechtshistoriker Johann Jakob Blumer und Kaspar Lebrecht Zwicky.

Veronika Feller-Vest

Exkursion 2008

Die Mitglieder und Gäste des Historischen Vereins des Kantons Glarus trafen sich am 30. August 2008 zu ihrem Jahresausflug. Mit einem Reisebus des Autobetriebs Niederer, Filzbach, ging die Fahrt zunächst nach Affoltern am Albis. Ziel war das Sammlungszentrum des Schweizerischen Landesmuseums, das kürzlich eröffnet wurde. Früher befanden sich die Sammlungen in Dietlikon, doch wurde mit der Zeit der Lagerplatz zu knapp, sodass nach einem grösseren Lokal zu suchen war. In Affoltern am Albis wurde man fündig. Die ehemals als Zeughaus genutzten und nun leer stehenden Gebäude samt einem grossen Areal wurden dem Schweizerischen Landesmuseum zur Verfügung gestellt. Mit grossen Umbauarbeiten und entsprechenden Einrichtungen wurde ein den Ansprüchen genügendes Sammlungszentrum geschaffen.

Empfangen und begrüsst wurden die Ausflugsteilnehmer durch den Leiter des Objektzentrums, lic. phil. Bernhard A. Schüle, der anschliessend die Führung durch das Sammlungszentrum übernahm. Das Sammlungszentrum ist die Realisierung einer Vision: Unter einem Dach wurden die verschiedenen Sammlungen der Schweizerischen Landesmuseen, die Ateliers der Konservatoren und Restauratoren, das Laboratorium für Konservierungsforschung sowie die Objektlogistik, das Leihwesen, die Objektregistrierung und auch ein Fotoatelier vereinigt. Diese sehr gut organisierte Infrastruktur ermöglicht es den Mitarbeitern, ihr Wissen und die Erfahrungen in idealer Weise zum Erhalt der umfangreichen Sammlungen einzusetzen. Im Sammlungszentrum steht eine Depotfläche von rund 13 000 m² zur Verfügung.

In den letzten hundert Jahren sind die Bestände der Sammlungen auf über eine Million Objekte angewachsen. Die Sammlungen zum Mittelalter und zur Neuzeit sind quantitativ und qualitativ die wichtigsten und bedeutendsten. Der Rundgang im Sammlungszentrum war sehr beeindruckend und zeigte auch die Vielzahl und die Besonderheiten der aufbewahrten Objekte. Interessant war es auch zu erfahren, wie diese Gegenstände konserviert werden. Beispielsweise werden die wertvollen und teilweise grossen, kunsthandwerklich faszinierenden Möbelstücke oder ganze Zimmerausbauten nicht mehr wie einst mit Chemikalien gegen Holzschädlinge (Holzwürmer usw.) behandelt. Heute werden sie auf eine ganz andere Art vor Schädlingen geschützt. In einer luftdicht abschliessbaren Kammer werden die Möbel mit Stickstoff behandelt. Durch die hohe Stickstoffkonzentration werden die im Holz lebenden Schädlinge abgetötet und die so behandelten Holzelemente können nachher eingelagert werden, ohne dass weiter die Gefahr durch die Zerstörung von Holzschädlingen besteht. Ein Einblick in die verschiedensten Abteilungen beendet gegen die Mittagszeit den sehr interessanten Rundgang im Sammlungszentrum in Affoltern am Albis, und wir verabschieden uns mit grossem Dank für die sehr aufschlussreichen Informationen.

Anschliessend ging die Carfahrt weiter zum Mittagessen nach Bützen in der Gemeinde Hünenberg ZG. Nach dem Mittagessen ging es weiter zu unserem nächsten Ziel nach Luzern, wo wir das Bourbaki-Panorama besuchten. Von 1891–1898 wurde das Bourbaki-Panorama in Genf gezeigt. Wegen zurückgehender Besucherzahlen entschloss man sich, nach nur acht Jahren das Gemälde nach Luzern zu verlegen, wo es auch heute noch steht. Entstanden ist das Bourbaki-Panorama als Folge des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71. Grund zu diesem Krieg war eine geplante Übernahme des spanischen

Throns durch Prinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen. Frankreich sah in dieser Übernahme durch ein Mitglied des Hauses Hohenzollern und in einem möglich spanisch-preussischen Bündnis eine Störung des europäischen Kräftegleichgewichts und eine Gefährdung der Interessen Frankreichs. Frankreich drohte Preussen mit Krieg, falls Leopold seine Kandidatur nicht zurückzöge. Die politischen Diskussionen endeten schliesslich am 19. Juli 1870 mit der Kriegserklärung Frankreichs an Preussen. Frankreich unter Napoleon III. verfügte nur etwa über 200 000 Soldaten, während die deutschen Staaten rasch 400 000 Mann mobilisieren konnten. Am 2. August 1870 kam es zum ersten Gefecht und anschliessend zu verschiedenen Schlachten. Die Entscheidungsschlacht bei Sedan vom 1. September 1870 zwang Napoleon zur Kapitulation. Die Kapitulationsbedingungen wurden ausgehandelt, und am nächsten Tag wurde Napoleon mit seiner gesamten Armee gefangen genommen. Weitere Verhandlungen brachten keine Einigung, sodass es zu weiteren blutigen Kämpfen kam. Im Winter 1870/71 verlagerten sich die Kämpfe in die Nähe der schweizerischen Grenze. Die Schweiz hat in der Zwischenzeit Hans Herzog zum General ernannt. Aus Kostengründen standen nur wenige Truppen der Schweizerarmee für die Grenzverteidigung zur Verfügung. Auf jeden Fall blieben weite Strecken der schweizerischen Westgrenze von jedem militärischen Schutz entblösst. Mitte Januar 1871 begann eine grosse Schlacht um die Festung Belfort. Der französische General Bourbaki vermochte die Festung nicht zu halten, und so begannen seine Truppen mit einem Rückzug in Richtung Schweizergrenze. Ohne Nachschub und in bitterer Kälte und Schneetreiben wurden sie rasch demoralisiert. Am frühen Morgen des 1. Februar 1871 begann über fast alle Jurapässe der Übertritt von rund 87 847 Mann mit Tross und Pferden auf schweizerisches Gebiet. Die Truppen waren in einem erbarmungswürdigen Zustand, halb verhungert und erfroren, vollkommen demoralisiert und kampfunfähig. Die internierten Franzosen – man nannte sie im Volksmund einfach die «Bourbaki» – blieben bis Mitte März in der Schweiz und wurden über das ganze Land verteilt. Alle diese Ereignisse bildeten die Idee für das Bourbaki-Panorama, wie es heute in Luzern gezeigt wird. Dargestellt ist der Übertritt der geschlagenen Bourbaki-Armee in die Schweiz. Seit der Eröffnung des Panoramas im Jahre 1889 hat es bis heute einige Anpassungen und Renovationen erfahren. Heute erstrahlt das Bourbaki-Panorama in neuem Glanz. Ein Kredit von 14 Millionen Franken stand zur Verfügung, um das Gebäude rundum zu sanieren und das ganze Rundgemälde zu restaurieren. Anfang März dieses Jahres wurde das total erneuerte Bourbaki-Panorama eingeweiht. Wir wurden durch Konservator Christian Marty empfangen, der uns anschliessend durch das Bourbaki-Panorama führte. Das Rundgemälde des Genfer Künstlers Edouard Castres hat einen Umfang von 112 m, eine Höhe von ca. 10 m und beeindruckt durch seine Ausmasse und Detailtreue. Mit einem Dank an Christian Marty für seine interessante Führung endete unser Besuch in Luzern.

Mathias Kamm